

2. Der Radius des kantischen Standpunktes der *Kritik der reinen Vernunft* in der heutigen Blickrichtung der Wissenschaft

Der Horizont der Philosophie von Kant gründet in der verdeckten Ökonomie der Aneignung der Anschauungsformen eines ewig erscheinenden Raumes und einer ebensolchen Zeit als Ausgangspunkt seines ICHs. Dadurch gewinnt seine Theorie der gegenständlichen Wahrnehmung ihre Plausibilität und ihren Radius. Gegenstände erscheinen als notwendige Denkstrukturen einer transzendental vorverfügten Sinnlichkeit eines eigentümlichen ICHs. Dieses ICH ist der Eigentümer von Identität und Kausalität. Alle Relationen sind für Kant im Eigentum des sich vorstellenden ICHs als transzendentales und empirisches Doppel-ICH ursprünglich und ursächlich notwendig begründet vorgestellt. Damit wird dieses Doppel-ICH aber zugleich erstmalig selber zu einer Tauschrelation. Das ist die Geburtsstunde der Relativität in der Philosophie. Mit der zunehmenden marktbreiten Allgemeinheit dieses ICHs beginnt aber auch seine Relativierung und prinzipielle Tausch- und Austauschbarkeit als absoluter Vorstellungspunkt. Das alte *ego* wird sukzessiv zu einem ökonomischen Marktgegenstand des doxa-demokratischen Jedermann-ICHs. Heute sind die Koordinaten der Identität eines ICHs – und damit auch die Kausalität der Person – im ökonomisierten Datenraum vertauschbar. Die Vorstellung von »einer Realität« wird immer relativer, sie folgt damit dem Mehrwertprinzip auch in der physikalischen Analogie von Inflation und Entropie. »Transzendental« ist nicht mehr ein »natürlicher« absoluter Haltepunkt, wie Kant ihn noch für »gegebene« Gegenstände gesehen hatte; der ökonomische Datenraum unserer Zeit ist ein technischer Rahmen einer *neuen relativ realen Realität*. Diese Epoche kennt keinen absoluten Haltepunkt mehr, das eigentümliche ICH ist nicht mehr als natürlicher Standpunkt wissenschaftlicher Horizonte notwendig. Es wird real austauschbar.

Der Ausgangspunkt der Blickrichtung von Kant: Die verdeckte Ökonomie in der Aneignung seines eigenen Standpunktes

Eine Theorie besteht aus ihrem Standpunkt, ihrer Blickrichtung und ihrem Radius. Aus alledem erschließt sich ihr Horizont mit seinen dazugehörigen Punkten. Dieser eröffnet einen *Blickraum*, umgrenzt ihn aber

zugleich auch. Keine Theorie kann Bezugspunkte außerhalb ihres Radius und den durch sie gesetzten Standpunkt als Anfangsgrund ihres Horizontes erkennen. Ihr Blickraum ist daher eine Art von »Feststellung« als Ausdruck *ihrer* Zeit. Diese Feststellungen hat Kant als »Gegenstände« begriffen. Gegenstände sind daher festgestellte Zeit als Quasiraum. Raum und Zeit spiegeln sich im Verständnis des gegenständlichen Produktes des Verstandes in seiner Fixierung selbstbildlich wider, diese Blickrichtung steht damit tief in der Tradition von Platons *eidolon*, deshalb hat Kant sein Hauptwerk mit dieser »Elementarlehre« der »Transzendentalen Ästhetik« als Standortbestimmung seiner Zeit begonnen. Große Theorien setzen diesen Haltepunkt für eine Epoche und wirken erkenntnisleitend über diese hinaus, dies macht ihren Radius aus. Das alte Wort *epoché* meint einen solchen Haltepunkt für den Horizont »in« einer begrenzten Zeit, auf den hin alles Begründbare dann selber bezogen, also *beurteilend angeeignet* wird. Diese Aneignung im Urteil ist die Gegenstandsdetektion der Vernunft, denn diese bestimmt erst durch ihren Verstand, *was* – scheinbar fix – im Werden von Raum und Zeit ist. Alle Ontologie hat ein fixierendes Raum-Zeitverständnis, Ontologie ist die Metaphysik angeeigneter Raum-Zeit als Gegenständlichkeit. Fixe Gegenstände sind ihre Ortungsobjekte. Dies geschieht durch die Vorstellung, dass ein epochaler Haltepunkt diese Feststellungen der urteilenden Vernunft im Urteil selbst fix zum Stand bringt, sich also *aneignet*. Jedes Urteil erscheint als Feststellungsbeschluss. Jeder Feststellungsbeschluss beurteilt aus seinem eigenen Standpunkt heraus. Zwischen dem jeweiligen Standpunkt und der Reichweite seiner Blickrichtung ereignet sich daher ein *vorläufiger* Horizont, dieser wird durch die nachfolgende Theorie dekliniert und relativiert, Gegenstände erscheinen damit weniger fix, sie *relativieren* sich in der Blickrichtung des jeweiligen Horizonts ihrer Epochen (von *nachfolgenden* Standpunkten beurteilt).

Die *Aneignung* von *Gegenständen* ist daher das *überepochale* Ereignis der raum-zeitlichen Struktur unseres Denkens, denn geurteilt wird *grundsätzlich* über ein »etwas«, das wir als Gegenstand vorstellen, zumindest entspricht dies der traditionellen ontologischen Vorstellung, insbesondere der von Kant. Gegenstände sind unbemerkte Fixierungen von Raum und Zeit als Vorstellungsbegriffe, deren *Notwendigkeit* Kant als transzendente Anschauungsformen verstanden hat. Hier beginnt ein tiefes Grundsatzproblem. *Notwendigkeit* ist ein logischer Vorstellungsbegriff strengster Kausalität und zugleich der *ökonomische Konstitutivbegriff* eines metaphysischen Selbstbildes des Menschen als *Mangelwesen*. Dieses Mangelwesen ist die versteckte und unreflektierte Ökonomie in der Blickrichtung einer logisch argumentierenden Ontologie, denn diesem Mangelwesen erscheinen Raum und Zeit immerzu ewig und Gegenstände in dieser Raumzeit damit *immer voraus*. Das Mangelwesen ist im Gegenzug zur Passivität seiner endlichen Sinnlichkeit auf

die Aneignung von Gegenständen als actus transzendental angewiesen. Damit versucht es, den ästhetischen Einbildungsmangel abzuwenden. Notwendigkeit bedeutet Abwendung von der Not der natürlichen Endlichkeit von Leben, um diesem einen *überlebenden Sinn einzuhauchen*, nämlich das Prinzip der Seele als Einbildung von Unendlichkeit und ewigem Leben. Hier ist die tiefste Wurzel aller Ökonomie und aller notwendigen Philosophie. Beide sind *gleichursprünglich* in dieser *aísthēsis* ihrer produktiv-notwendenden Einbildung gegründet. Hier liegt das doppelt-reflexive Stiftungsprinzip als logische Dialektik von notwendigen Gegenständen und beurteilendem Denken in einer bestimmten Raumzeit-Dialektik begründet. Notwendige Gegenstände sind die *analogia* einer notwendigen Mangelerscheinung eines sich transzendental orientierenden Vorstellens gegen den Raumzeitverlauf, der nichts endgültig fix und fest stellt. Solche Feststellungen sind bloße Metaphysik. Sie erscheinen dem Mangelwesen unabwendbar natürlich, also notwendig transzendental vorverfügt – wenn wir es in der philosophischen Blickrichtung formulieren. Das notleidende Tier als Mangelwesen konstituiert erst alle Metaphysik in dieser Selbst-Setzung gegen seine Endlichkeit. Ihm stehen nun die Gegenstände durch Selbstaneignung scheinbar ewig voraus gegenüber.

Diese Metaphysik immer notwendig vorauserscheinender Gegenständlichkeit einer fixen Raum- und Zeitgegebenheit war auch die Kernprämisse der kantischen Ästhetik. Kants Philosophie steht wie die ihr vorgängige in der Blickrichtung der alten *aísthēsis*, eine *notwendige Orientierung* zu sein, die etwas (also einen Gegenstand) erliden und erdulden muss in der »Rezeptivität« ihrer Formwahrnehmung als feststellendes Verstandesurteil, und zwar auch dann, wenn der Gegenstand durch eine *poiesis*, wie Aristoteles dies ursprünglich logisch bezeichnet hat und die Kant, an Leibniz anknüpfend, dann »Spontaneität« genannt hat, also *erst durch das Mangelwesen* selber produziert wurde. *Immerzu* erscheint ein Gegenstand so der Vernunft *voraus*, sonst hätte der Verstand buchstäblich nichts feststellend zu beurteilen. Dieser Raumzeitbezug der transzendental erscheinenden Ästhetik ist die Aneignung. Diese *oikeiosis* ist der konstitutive Akt der Metaphysik und ihr überepochales Prinzip, es ist die Selbst-Feststellung des Mangelwesens durch fixierende Gegenständlichkeit gegen die Endlichkeit der Raumzeiterfahrungsmöglichkeit. Seine »notwendige« Orientierung stellt Raum und Zeit »fest«, das ist seine metaphysische Aussage, keine physikalische Erkenntnis. Dazu muss eine Feststellung getroffen werden, die der Verstand als *sein Urteil* versteht und bewirkt, dazu müssen Raum und Zeit auf *einen Punkt* hin fixiert werden, der in der Sprache der Neuzeit ICH heißt. Der Kernsatz der gegenständlichen Selbstaneignung im Urteil des Verstandes lässt sich auf diesen Punkt der selbstreflexiven Aneignung als Eigengegenständlichkeit bringen:

ICH gehöre mir selbst, ICH bin mein Eigentum. ICH entspreche damit meiner Vernunft, die mich als ihr zugehöriges Eigenes erkennt, weil alle Bezüge von Raum und Zeit in meinem ICH fixiert werden und damit logisch meinen mir eigenen Anschauungsformen entsprechen. Deshalb bin ICH mir mein eigener Gegenstand. ICH bin mein Gegenstand. Meine Gegenstände gehören meiner Ästhetik, was nicht zu mir gehört, kann ICH nicht gegenständlich erkennen.

Diese primäre Selbstbezüglichkeit ist das Stiftungsprinzip, das die kritisierte Vernunft sich als Verstand *autorelativ* zuweist. Auf diese Weise existiert ein Verstand, er ist das gegenständliche Eigentum und zugleich das Exekutivkomitee seiner eigenen aneignenden Vernunft. Ohne den Verstand bringt die Vernunft nichts zum Stillstand, es gäbe keinerlei Eigentum, nichts hätte einen bleibenden Bestand, Raum und Zeit würden uns nicht als Anschauungsformen unserer Gegenständlichkeit vorstellig werden. Ohne eine Zueignung gewinnen wir keine fixe Vorstellung von Raum und Zeit. Ein Umschlossenes benötigt einen Punkt, den es umschließt und der diese Vorstellung auf sich bezieht. *Auf diese Weise sieht sich der Mensch im Mittel-Punkt seiner Selbstaneignung.* Er bezieht alle Bezüge auf sich. Dieser Mittel-Punkt erscheint zunehmend als die alles kristallisierende Substanz, in der alle ihre Relationen akzidentell zum Mittelpunkt erscheinen. Der »Mensch als Mittelpunkt« ist das alte und immer neue Problem des Protagoras, das sich – entgegen aller traditionsphilosophischen Anfeindungen – als *das Maß aller Dinge* immer deutlicher in den Vordergrund geschoben hat. Nur der Mensch setzt sich Maße. Nur er beurteilt Fixes in der veränderlichen Bewegung, nur er bezieht diese Fixierungen auf sich als seine Erkenntnisse. Maße sind Menschen-Maße, die wir als psycho-verobjektivierende Notwendigkeiten unserer gegenständlichen Realität selber setzen und so in diversen Maßergebnissen gespiegelt wiedererkennen. Dies ist ein Zirkel wie jeder Horizont. Alle Maße sind relativ, notwendig zu anderen in ihrer Vorstellbarkeit. Kein Maß *steht* »an sich« »für sich« allein und absolut *fest*. Dies sind nur unsere Aneignungsvorstellungen von Raum und Zeit. Diese Relativität ist die Tauschlogik als Konträr der Aneignungslogik. Gäbe es keine Tauschlogik, wäre »nichts« anzueignen. Aneignungen sind deshalb physikalisch nichtige Feststellungen, wir verstecken diese Ökonomie der Aneignung in allen Maßen, aber auch diese Maße ändern und verändern sich.

Dazu muss sich die Vernunft erst kritisieren, sich damit in den diskreditierenden Selbstbezug ihrer Aneignung setzen. Diese Aneignung, die *oikeiosis*, ist der Akt der sich aufspaltenden Vernunft. Sie stiftet Gegenstände der Identität und den Verstand als Differenz zur einfachen Vernunft dieser Erkenntnis als deren fundamentale Identität zugleich. Nur Gegenständen wird ein »Eigenes« als Identisches zugebilligt. Diese Gegenstände sind die *causa* in logischer Hinsicht, sie nehmen wir mit einer

Identitätsorientierung in den Blick. Ohne Eigentum existieren keine Gegenstände mit Anspruch auf eine Identitätsvorstellung und existiert kein Verstand, der sich von der eigenen Vernunft differenzierend unterscheidet, um so zu kausal-identischen Urteilen zu kommen. Tiere gehören nicht sich selbst, diese abstrakte Vorstellung bildet erst die diskriminierte Vernunft als Verstandesurteil. Die Sklaven galten der Ursprungsphilosophie noch als Menschen ohne Eigentum an sich selbst, was Aristoteles in der *politika* deutlich herausgearbeitet hat. Hegel hat diesen Gedanken dann später in seiner Rechtsphilosophie rekonstruiert (»Der Sklave [...] *denkt* sich nicht¹). Der Pivot ist überdeutlich: Alle Lebewesen sind vernünftig, aber nicht alle haben einen Verstand. Der Verstand bringt die Vernunft zu sich, macht sie selbstbezüglich zum Gegenstand ihres Eigentums und damit den Verstand erst zur Entscheidungsinstanz einer gegenständlich fixen Idee. Diese festgestellte Idee (*idéa*) benötigt ihr *idion*, den privaten Kristallisationskern als Eigentum *ihrer* Feststellung. Der Kern dieser Feststellung lässt sich – recht verstanden – als *idiotisch* begreifen, er ist eigentümlich, also selbstbezüglich auf die konstitutiv-verbindliche Form jeder Idee in der Differenz zu anderen Ideen und deren Identitäten notwendig angewiesen und darin begrenzt. Zwei Ideen unterscheiden sich im jeweiligen Eigentum ihrer *causa*, nicht aber in der *causa* ihrer behaupteten *eigenen Identität*. Würde eine Idee ohne ihr Eigentum vorgestellt, wäre sie weniger als eine leere Hülle, denn selbst diese Vorstellung könnte nicht beständig gewonnen werden. Sonst wären alle Ideen zerfließend beliebig flüchtig und somit das Gegenteil einer logischen Identitätsvorstellung und alle *causa* wäre dann bloß idiotisch. Das verhindert der Verstand gegenüber den sinnlichen Wahrnehmungen der Vernunft. Das Verstandesurteil trifft diese fixierende Feststellung.

Verstandesurteile sind gereinigte Vernunft. Nur dieses Urteil kennt die logisch anderslautenden Begriffe in der Sprachlichkeit der Philosophie für das Eigentum der Vernunft, das Zugrundeliegende (*hypokeímenon*) oder die ihrer jeweils zeitgenössischen Varianten im nachfolgenden Blick als *ousia*, *substantia*, *quidditas*, *essentia* und *realitas*. Die Namen haben sich verändert, ihr aller Kern ist der strenge Eigenbezug der behaupteten Gegenständlichkeit als Identität jeder Idee. Würde die Vorstellung vom Eigentum als das Zugrundeliegende in jeder Idee fallen, entfielen auch die Vorstellung der Idee an sich, sie hätte keinen sich selbst begründenden Eigenhalt gegen Raum und Zeit mehr. Denn das Substantielle einer Idee ist das Privative (*idion*) in seiner logischen Gestalt, allgemein und damit öffentlich beurteilbar als *idéa* vernünftig vorgestellt werden zu können. Ohne Eigentum existiert kein Gegenstand mit Bestand, keine Idee an sich, kein Urteil des Verstandes gegen eine nur sinnlich-animalische Vernunft. *Die Aneignung der Vernunft im feststellenden Verstandesurteil ist*

1 Hegel (1986): *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, § 21.

deshalb für Philosophie und Ökonomie gleichursprünglich. Erst im Verstandesurteil als reine Vernunft werden Raum und Zeit zu angeeigneten Anschauungsformen der sich diskriminierenden Vernunft. Kant war eine wichtige Etappe in der Blickrichtung dieser Einsicht, er hat diese Anschauungsformen eigentümlich naturhaft gesehen, sie gegen die Zeit eines bewegten Raumes als apriorisch im Subjekt fixiert. Dieses Apriori ist die Selbsttranszendenz des Eigentums der feststellenden Vernunft im Verstandesurteil ihrer gereinigten Sinnlichkeit. Tiere können ein Apriori nicht zum Ausdruck bringen, ihre Anschauungen sind raum-zeitlich nicht abstrakt von ihrer Sinnlichkeit diskriminiert. Darum haben Tiere kein Verstandesurteil, ihnen fehlt das *notwendige abstrahere*, trotz ihrer Vernunft. Tiere reflektieren sich nicht als Mangelwesen in einer Selbstoneignung mit Ewigkeitsblickrichtung über das sinnliche Leben hinaus. Tiere sind nur zeitlich endlich lebendig, sie kennen keinen überzeitlichen Anschauungsraum.

Verstandesurteile sind daher die logischen Blickpunkte einer feststellenden Blickrichtung der Vernunft in ihrer jeweiligen Epoche. Festhalten, Feststellen, Aneignen und Bewerten usw. dienen dem weiteren Fortschritt der Vernunft bei der notwendigen Verwertung dieser ideellen Gegenständigkeit; diese Blickrichtung ist die metaphysische Symbiose philosophisch-ökonomischen Denkens. Dazu muss die Vernunft sich einer besonderen Prozedur unterziehen, um sich von der Flüchtigkeit zerfließender Sinneswahrnehmungen ihrer animalischen Wurzeln zu *kritisieren*, das heißt zu scheiden. Tiere kennen weder Philosophie noch Ökonomie, aber sehr wohl eine sinnliche Vernunft und auch eine vorausschauende Orientierung. Die animalische Vernunft ist nicht blind, sie stellt sich aber nichts in Begriffen mit kategorialer Struktur vor. Tiere werten und bewerten nicht, sie kennen keinen Mehrwert als Prinzip ihres Handelns und kein Urteilen aus abstrakten Anfangsprinzipien heraus. Tiere stellen nichts fest, sie sind lebendig im Sinne der Teilnahme am Tausch und Austausch mit der Natur. *Tiere sind ohne Prinzip, aber sehr wohl mit Eingewöhnung (ethos).* Ethik teilen wir mit Tieren, Verstandesurteile nicht. Animalische Sinnlichkeit ist ohne die Aneignung eines »an sich«. Das ist das Prinzip der Sinnlichkeit der Tiere, sie haben keine differenzierte Sinnlichkeit, die sie in und mit der Natur und dieser zugleich als gegenüberstehend feststellen. Ihr *nous* ist noch nicht kritisiert. Ganz anders stellt sich der metaphysische Mensch fest und teilt dazu den *nous*. Nur eine geteilte Sinnlichkeit kann über diese abstrakt verfügen. Über das, was wir verfügen können, herrschen wir ökonomisch, und zwar mit philosophischen Begriffen der kritisierten Vernunft. Die Aneignung von Gegenständen zur Verfügung der Vernunft, zu ihrer Bewertung und Wertung, setzt die Feststellung eines raumzeitlich Unvergänglichen notwendig voraus. Aneignung ist eine Idee, kein physikalischer Akt. Angeeignete Gegenstände existieren nur als be-

griffliche Formen, niemand wird physikalisch zum Eigentümer irgendeines Atoms, eines Quants oder Quarks oder kann eine elektronische Welle für sich wirklich und wirksam festhalten. Eigentumsfeststellungen sind rein metaphysische Vorstellungen des Mangelwesens im Mittelpunkt seiner angeeigneten Gegenständlichkeit. Natur lässt sich nicht sprichwörtlich feststellen und in einem Gegenstand einsperren, Natur »ist«, indem sie beharrlich alles scheinbar Fixe ändert und verändert. Zeit ist ihr dabei kein Vorstellungsbegriff als Limit einer apriorischen Begrenzung. Feste Begrenzungen sind metaphysische Feststellungen, sie sind Aneignungen unserer kritischen Vernunft. Das ist Metaphysik und es ist nur Metaphysik. Hinter dieser Formulierung steckt das ganze Potential des Problems des metaphysischen Denkens, es beginnt mit der Kritik der Vernunft oder Sinnlichkeit. Nur kritisierte Sinnlichkeit stellt Gegenstände fest. Dazu ist die *Selbstaneignung* eines vernünftigen Lebewesens als konstitutiver Akt der Kritik der Sinnlichkeit notwendig. Die Not dieser Notwendigkeit ist für die Metaphysik konstitutiv, es bedarf eines Willensaktes der produktiven Einbildung, denn ohne Aneignung entsteht kein Eigenes, ohne ein Eigenes kein Eigentum. Natur kennt kein Eigentum und kein identisch fest Bleibendes einer apriorischen Anschauungsform, das ist primär ein philosophisch-ökonomisches Phänomen. Natur produziert Zugehörigkeiten in laufender und destruktiver Veränderung, ohne ein abstraktes »an sich«. Kein Zentralgestirn und kein Planet oder Trabant bleibt auch nur eine Nanosekunde identisch gleich in »seinem Sein« oder exakt am selben Ort. Das ist nur eine vormoderne Vorstellung. *Alle Metaphysik beginnt daher mit der Kritik der sinnlichen Vernunft, die bleibende Feststellungen als Anfangsgründe zu behaupten versucht, um das Eigentum ihrer Vorstellungsart und damit sich selbst zu beständig zu halten.* Das ist sprichwörtlich das *eigentliche* Problem der Kritik. Kritik teilt die Sinnlichkeit, um Gegenstände anzueignen. Der erste und primäre Gegenstand, das *proton* der Gegenständlichkeit, ist der *Mensch als Maß seiner Selbstaneignung*. Daher führt zunächst der Blick in diese Methodik der Vorstellungsart, hier als methodisch-produktive Destruktion des Standpunktes der kantischen Blickrichtung im Horizont unserer Zeit.

Der Standpunkt der Kritik im autorelativen Horizont des eigentümlichen ICHs

Kritisieren bedeutet trennen und unterscheiden, das meint das alte Wort *krinein*. Geschieden und unterschieden ist die vernünftige Sinnlichkeit in ein Zweigeteiltes, in einen sinnlichen und einen vorgestellten übersinnlichen Part. Platon hatte bereits die Vorstellung vom *dia-noein* ent-

wickelt, die Teilung des *nous* in einen sinnlichen und übersinnlichen Teil der Vernunft. Später wurde daraus die sogenannte Zwei-Welten-Theorie, diese Blickrichtung hat also einen langen Vorlauf. Platon hatte in dieser Blickrichtung Kritik als »Reinigung der Seele«, als *katharsis*, verstanden und damit das indogermanische Erbe der antiken Philosophie des Verstehens der Lebendigkeit als *atman*, als das Atmen im Tausch und Austausch in und mit der Natur, radikal verändert. Atmen ist ein dynamischer Tausch- und Austauschvorgang, keine Fixierung. Erst die Deutung als »Einhauchen«, in Doppelbezug mit dem immer daran gekoppelten natürlichen Aushauchen als zirkulärem, aber *endlichem bios-Vorgang*, verändert hin zur mythischen Interpretation eines transzendentalen Urprinzips. Aus dem physischen *atman* wird zunehmend die metaphysische *psyche*, d.h. die *Seele als Lebensprinzip*. Sie erscheint nun *widernatürlich a-biologisch* unvergänglich, ewig und unsterblich und damit gegenständlich und psychologisch. Diese Seele gilt als die kardinale Substanz der Identität des Lebensprinzips und damit als tausch- und austauschresistent. Jede Seele wird philosophisch als unverwechselbar vorgestellt, sonst kollabiert das Identitätskonzept der Person, aber *Person* heißt *Maske* vom Ursprung her betrachtet, was ein *Tauschbegriff* ist.

Die Seele wird zum Festhalteanker gegen die Bewegung einer sich permanent verändernden Natur. Sie steht gegenständlich Raum und Zeit entgegen, auch wenn sie nur *a-physikalisch imaginär* vorgestellt werden kann. Von der Seele, dem *ego*, dem ICH können wir keine einzige mathematisch-physikalische Koordinate ihres Raum-Zeitbezuges gewinnen und benennen. Diese Begriffsvorstellungen sind rein metaphysisch, pure Selbstaneignungen. Das ist die radikalste Vektoränderung der philosophischen Blickrichtung aus der frühen Naturphilosophie, beurteilt aus heutiger Sicht. Die Natur wird ökonomisch-philosophisch zum Gegenstand der »Seele«. Sie erhält eine eigentümliche Fassung, ist nicht mehr unmittelbar eine *analogia* als Entsprechung ihrer Veränderlichkeit in der Natur. Diese Idee der Seele ist die der geteilten Sinnlichkeit, die ein Vergängliches gegen ein ewig Bleibendes stellt und letzterem den höchsten Status der eigentlichen Erkenntnis zuweist. Das nur Sichtbare (*orao*) wird nun minderwertig gegenüber der Einsicht (*ora*) in ein Unsichtbares (*oraton*), nämlich als Partizipation (*methexis*) am Ewigen und Unvergänglichen, das die Seele zu gewähren verspricht. Diese Blickrichtung ist übersinnlich, übernatürlich und daher metaphysisch, weil sie ein frühes Apriori formuliert, das auch Kant als Standpunkt einer eigentlich uralten Theorie noch weiter in diesem Fundament vertieft hat. Das Übersinnliche und Nichtsichtbare ist dem eidetisch Sichtbaren in dieser Blickrichtung immer voraus, die Geschichte vom Hasen und dem Igel hätte schon in der Antike als Beispiel dienen können. In der zweigeteilten Vernunft ist der »gute« und »göttliche« Teil »immer schon

da«. Die Sinnlichkeit ist daher schon lange kritisiert, das Prinzip an sich als bleibender, d. h. *nicht austauschbarer Anfangsgrund* war so geboren. Kant benutzte die Formel der *Kritik der reinen Vernunft*, um sich im Verstandesurteil nicht von der Sinnlichkeit eidetischer Eindrücke und hinsichtlich der Urteilskraft über Gegenstände in ihrer *reinen Form als Gegenstände* an sich täuschen zu lassen. Dieses Geschäft besorgt bei Kant die Kritik in einer besonderen Formation, nämlich als »reine Vernunft«. Das ist sein Ausdruck für oratorische Erkenntnisse, die bleibend immer nur die Formalbedingung des Eigentums des Gegenstandes ohne deren verfänglich-wandelbare Füllung betreffen. Kant hat damit einen traditionellen und doch epochalen Standpunkt gesetzt, insbesondere durch sein Hauptwerk, denn Kant dreht die Blickrichtung der Alten um. Seine Inspiration, also seine spezielle »Beseelung«, war an die neuzeitliche Physik in gewisser Weise angelehnt, er hat sie entsprechend als »kopernikanische Wende« tituliert und das Paradigma im Blickrichtungswechsel seines Standpunktes deutlich formuliert. »Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten; aber alle Versuche, über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsere Erkenntnis erweitert würde, gingen unter dieser Voraussetzung zunichte. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserem Erkenntnis richten.«² Damit sind der Standpunkt und die Blickrichtung gedreht. Die Vorstellung des mittelalterlichen Absoluten, des von jeder dieser selbst determinierenden Bestimmung freien Eigentums des Allerhöchsten, wird nun in das erkennende ICH als der neue absolute Erkenntnisträger projiziert. Diese Konstruktion ist keineswegs eine simple Umkehr der vorgängigen Blickrichtung, kein plakatives späteres »vom Kopf auf die Füße stellen«, vielmehr wird hier das *Absolute selber relativ*. Das ICH wird in seiner Eigentümlichkeit nun zur epochalen Substanz als der primäre Eigentümer aller Gegenstände, die es sich gleichwohl doch noch anzueignen genötigt sieht. *Das Ich wird damit zum Prinzip der Gegenstände*, es spiegelt sich in seinem Eigentum als seine damit kardinale Substanz, sich selbst zu sehen, wieder und wider. Diese Antinomie ist das kantische Ich in der Erbfolge des *dia-noein*, das sich doch etwas aneignen muss, was – nun – nur ihm zugehörig zu sein vermag, die Gegenständlichkeit, aber diese auch zugleich auf seine Erkenntnisprinzipien zurückzuführen ist, sodass nunmehr die Substanz und die Akzidenz in dieser gegenständlichen Eigentümlichkeit selber als *Relation* begründet wird. Diesem Ich fällt zu, was nur diesem Ich als Substanz zu gehören vermag. Das Ich wird zum Eigentum als sein eigener Gegenstand, das hatten vorgängig Augustinus und sehr ähnlich Descartes in seiner weitaus späteren

2 Kant (1956): *Kritik der reinen Vernunft*, B XVI, XVII.

Formulierung vom *ego cogito* noch nicht gesehen. Nicht das *ego* weiß nur um sich in seinem Wissen, es weiß nunmehr darüber hinaus um die notwendige Konstitution aller Relationen von Gegenständen in seiner eigentümlichen Konstruktion, die nur sich auf diese eigentümliche Substanz beziehen. Im Gegenstand dieser Relationen ist das Ich der Mittelpunkt aller seiner Vorstellungen. *Damit wird das Ich erstmalig autorelativ*. Kant hat es so formuliert. »Das: I c h d e n k e, muß alle meine Vorstellungen begleiten k ö n n e n [...].«³

Der beginnende philosophische Relativitätsgedanke des eigentümlichen Doppel-ICH

Den Relativitätsgedanken der neuzeitlichen Physik von Galilei, Kopernikus und Kepler in der Vertauschung des Standpunktes als Bezugspunkt der Blickrichtung des geometrischen Mittelpunktes im Universum überträgt Kant auf die Metaphysik, um diese aus der Not zunehmend notleidender Geringschätzung wieder zur alten Geltung zu verhelfen. Das kantische Erkenntnistmotiv ist daher in einer eigentümlichen Blickrichtung mit doppelter Orientierung zu sehen. Es ist ein Vorwärtsblicken zur *Gewinnung sicherer Erkenntnisse* durch die Bestimmung der transzendentalen Notwendigkeiten dessen, worauf sich Gegenstandsurteile in ihrer Erkennbarkeit überhaupt beziehen können, und zugleich ist es ein rekonstruierender Versuch mit Vorwärtsblickrichtung, ein antizipativer Rückblick zur Wiederherstellung der Herrschaft der Metaphysik über die sich emanzipierenden Wissenschaften. Dazu musste das ICH nun zum *sicheren Fundament* des metaphysischen Erkennens gegen die aufkommende Relativität des Denkens umgedeutet werden. Kant erfindet daher ein Doppel-ICH, es ist die Relation zweier ICHs in einem, eine reine Tauschbeziehung, wie sie alle Ökonomie als Ökonomie betreibt. Alle Gegenstände werden nun zum intellektuellen Tauschgegenstand des Eigentums des scheinbar Mit-sich-selber-Identischen = unaustauschbaren ICH. Dies ist der Kernpunkt des kantischen Denkens und das Problem in der heutigen Blickrichtung. Das ICH ist heute in den Horizont seiner Austauschbarkeit getreten, dabei sollte es doch gerade der stabile Anker sicherer Erkenntnisse mit metaphysischer Blickrichtung gegen die beginnende mathematisch-physikalische Dominanz der modernen Wissenschaften sein, die zunehmend auch die Basis einer sich ebenfalls global und dominant entwickelten Ökonomie geworden ist.

Kants Kritik eröffnete einen Blickraum auf die durchbrechende Moderne, indem er das ICH in den Mittelpunkt des metaphysischen Denkens stellte. Aber die Epochen des Herrschaftsanspruches der alten

3 Ebd., B 132, 133.

Metaphysik, die erst von Platon *philosophia*, anschließend von Aristoteles noch deutlicher als *prote episteme*, als *erste Wissenschaft* vorgedacht war, waren unwiederbringlich nicht mehr zu retten. Mit der Konstruktion des Doppel-ICH wurde die *Unsicherheit einer Relationsbeziehung im substantiellsten Kern* entgegen seiner Intention gleich in den Kern des Ausgangspunktes seines Horizontes gelegt. Diese *krisis* der klassischen Metaphysik war an ein unangefochtenes Absolutes gebunden. Bei Hegel war es nachfolgend ein noch radikaler gewordenes Doppel-ICH als *das Ich = Ich in der reinen Reflexion des Ich in sich*,⁴ bei Marx als das personifizierte Kapital die erste und stärkste Substanz in dieser Blickrichtung. Stufenweise und beharrlich eroberte die Ökonomie den innersten Tabernakel der Philosophie, die Metaphysik, die erst deutlich später Erkenntnistheorie genannt wurde. Vom Eigentum des *ego* zum Kapital als mächtigste Substanz wurden alle Figuren gegen den Tausch und Austausch als beständige Größen vorgestellt, immer spiegelte sich die sich erweiternde Substanz in immer unüberschaubarer werdenden Gegenständen, die ökonomisch Waren heißen, wenn sie allgemein, also auf dem Markt real existent, sind. Physikalisch heißt diese Relativität prinzipieller Vermehrung nicht Mehrwert, sondern Inflation und Entropie, also Zuwachs an immer mehr Entitäten in Relationen in der Ausdehnung von ungeordnet erscheinenden Zuständen. Hier wird das *Relative erkennbar zum Prinzip* der kosmischen Theorie und zugleich der Ökonomie. Diese Gleichursprünglichkeit perpetuiert sich in relativer Veränderung. Sie ist nicht »absolut«, d.h. losgelöst und somit frei von determinierenden Bezügen, sie stellt diese Bezüge nur in die Relation bloß relativer Gültigkeit und damit in ein anderes Raumzeit-Verständnis, wie es auch dem der Ökonomie entspricht. Ihr Raumzeit-Verständnis ist *blind gegenwärtig*, ein »mehr« hat nur eine Blickrichtung, diese ist *prinzipiell notwendig relativ*. »Mehr« ist ein *Relativbegriff*. Diese relativistische Tauschlogik überfordert aber das kontemplative Genie des Denkers als personifizierte Einzelgestalt. Die zunehmende Relativität des Denkens beinhaltet daher auch ein doxa-demokratisches Vorstellungsmodell als kollektive Urteilslogik, *den Markt der Meinungen als oberster Urteilsraum unserer Zeit*. Unser Vorstellungsraum als *Welt* – also als *téchne* der Maß-Begriffe von Werten und Bewertungen im Unterschied zur Natur naiver animalischer Wahrnehmung, d.h. ohne unserer Interpretation mit wissenschaftlich-ökonomischen Vorstellungsbegriffen – leitet unser Mehrwertdenken in relativen Maßen. Ökonomisch sind Maße Bewertungen tauschbarer Aneignungen, die durch Vertauschen als Wert realisiert und gesteigert werden wollen. Wissenschaftlich sind Maße relativierende Feststellungen, also Relationsbezüge mit gradueller Exaktheit. Auch die physikalisch-mathema-

4 Vgl. Hegel (1986): *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, § 5.

tische Relativitätstheorie Einsteins misst an einem vorgestellten fixen Maß-Wert, dem Absoluten als Prinzip seines Relativverständnisses mit festen Maßen, der Ausbreitungsgeschwindigkeit des Lichts als oberster Maßstab einer behaupteten Ungleichzeitigkeit aller Ereignisse in ihr. Alles in Bewegung Gemessene erscheint dann relativ zu diesem absoluten Maß. Immerzu hat die Theorie noch ein Absolutes gegen das rein Relative zu retten versucht. Dieser Standpunkt wird immer zweifelhafter in seiner Legitimationsrolle als begründbarer Standpunkt realer Horizonte heutiger Blickrichtungen.

Das tausch- und austauschbare ICH der Ökonomie unserer Datenrealität

Die Philosophie als erste und oberste wissenschaftliche Ordnungsmacht wird historisch immer deutlicher durch die Tauschlogik, die vor keinem Altar haltmacht, relativiert. Innerhalb der Wissenschaften wurde der traditionellen Philosophie diese Rolle zunehmend weniger zugebilligt. Dem wollte Kant mit aller Macht entgegenreten. Dazu musste aus dieser Krise heraus, der Not dieses Zustandes explizit Rechnung tragend, eine Reparatur des metaphysischen Blickraumes mit neuer Blickrichtung epochal bestimmt werden. Kant setzt das Ich anstelle einer mittelalterlichen göttlichen Absolutheitsvorstellung als das neue *summum bonum* und damit die sich bahnbrechende neue *causa prima* in diese Substanz des Subjektiven und damit in das Eigene des Eigentums an sich selbst. Das Ich wird mit Kant zum *dinglichen Maß aller Vorstellungen, muss es doch alle Vorstellungen begleiten können* in der Relativität seiner auf sich als Standpunkt der Blickrichtung bezogenen Vorstellungen, dass diese stets Eigentum der Aneignung *seiner eigenen* Vorstellungen sind. Das ist die Vorstellung vom Doppel-Ich als *notwendig transzendentelem* und *relativ* zu diesem sich so erst auch nachgeordnetem, *sinnlich-empirisch* vorstellendem *Ding als Mittelpunkt aller Gegenstandsvorstellungen*. Sein transzendenteles Ich übernimmt die Rolle des Absoluten, in ihm findet die Aneignung fester und fixierter Raum- und Zeitanschauungen für das demgegenüber bloß relativ gestellte empirische Ich statt. Dies spiegelt Notwendigkeit versus Wirklichkeit wider: »Das Schema der Notwendigkeit ist das Dasein eines Gegenstandes zu aller Zeit.«⁵ »Die Zeit ist also a priori gegeben. In ihr allein ist alle Wirklichkeit der Erscheinungen möglich«⁶ und: »Das Schema der Wirklichkeit ist das Dasein in einer bestimmten Zeit.«⁷ Diese selbstzirkuläre Standpunktfixierung

5 Kant (1956): *Kritik der reinen Vernunft*. B184; A145.

6 Ebd., B 46, 47; A 31.

7 Ebd., B 184; A 145.

ist absolut *und* relativ *zugleich*. *Wirklichkeit wird austauschbar*, also *relativ* zum nicht tauschfähigen Eigentum des neuen autorelativen kantischen An-sich-Selbst, dem Absoluten der Neuzeit. Dies ist die eingebil-dete Notwendigkeit transzendentaler Selbstaneignung des vorstellenden ICHs als Kristallisation einer notwendig gegebenen Gegenständlichkeit, es ist eine pseudo-religiöse Prämisse, deren *religio* im rückblickenden Relationsbezug dieser transzendentalen Notwendigkeitseinbildung gegründet ist, und zwar als deren fundamentales Elementarprinzip einer Glaubensbehauptung über ein Wesen von Raum und Zeit als ewige Anschauungsformen a priori. Nur deshalb konnte Kant die metaphysische Gleichsetzung menschlicher Erkenntnisse als Gegenstandserkenntnisse rechtfertigen. Ist diese Prämisse aber erst (erneut) geheiligt, kann auch Kant Platons Standpunkt aus dem *Phaidon* – »der *nous* ist es, der alles ordnet und die Ursache aller Dinge ist«⁸ – sinngleich wiederholen und behaupten, »daß die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt«.⁹ Der neue Standpunkt seiner kopernikanischen Wende ist die traditionelle Blickrichtung gegen den aufkommenden Relativismus zur Machterhaltung der Metaphysik als oberste Blickrichtung. Dies erweist sich jedoch als vergeblich.

Mit dieser zwiesgespaltenen Relativität des absolut gesetzten Doppel-Ich wird die moderne Subjektivität *allgemein*. Das ist der *mega casus*. Kant wollte die alte Vorherrschaft der Metaphysik wiederherstellen, ihren Blickraum für die Philosophie als *Eigentum über die Regeln des Denkens* wiedergewinnen und absichern. Sein Erkenntnisinteresse war die Bestandssicherung der Hierarchie der Ordnung des Denkens zugunsten der Metaphysik als primärer und erster Blickraum aller Wissenschaften auch in der Neuzeit. Dazu mussten alle traditionellen Standpunkte der Philosophie einer gründlichen, d. h. neuen, grundgebenden Revision unterworfen werden, um die alte Absicht auf neue Wege zu führen. Bislang war das unmittelbare Urteilen der Vernunft eine Sache der kontemplativen Einsicht *einzelner Denker* gewesen, nun und seit Descartes wird es beständig und mit Kant immer deutlicher zum Standpunkt des urteilenden *ego* für *jedermann!* Aber es wird – aus heutiger Sicht – damit vor allem zum Tausch- und Austauschgegenstand einer globalen Ökonomie in einer naturwissenschaftlich-mathematisch dominierten Tauschlogik als Technik, denn das Jedermann-Ich kann nicht der fix-fundamentale Anker eines *sicheren Standpunktes für diese ersten Begründungen und damit seines eigenen Horizontes sein*. Das kantische Ich ist der höchste Gipfel einer Selbstbildspiegelung der Vernunft, Platons altes *eidolon* in gewandelter Gestalt und zugleich der beginnende Verlust der höchsten Autorität der Philosophie, oberster

8 Platon (2007): *Phaidon*, 97 c.

9 Kant (1982): B XIII, XIV.

Richter im Urteil aller Wissenschaften zu sein. Denn was den Gipfel erlangt hat, kommt an die Begrenzung seines Steigerungspotentials. Das Ich als die konstitutive Substanz aller Gegenstände kann nur mit seinen Gegenständen in dieser Konstitution übereinstimmen. Kant hat deshalb die klassische Wahrheitsfrage geradezu als intellektuell langweilige Problematik eingestuft, so sicher erschien ihm *seine* Erkenntnis. »Was ist Wahrheit? Die Namensklärung der Wahrheit, daß sie nämlich die Übereinstimmung der Erkenntnis mit ihrem Gegenstande sei, wird hier geschenkt, und vorausgesetzt; man verlangt aber zu wissen, welches das allgemeine und sichere Kriterium der Wahrheit einer jeden Erkenntnis sei.«¹⁰ In diesem Zirkel ist der kantische Horizont begrenzt. Die Vorstellung einer allgemeinen, d. h. kategorialen und darin transzendental begründeten Sicherheit einer jeglichen Erkenntnis ist die Kontinuität eines absolutistischen Denkens, das sich in der Relativität des Jedermann-Ichs unweigerlich verlieren muss. Deshalb liegt hier der Pivotalpunkt zur kantischen Kernfrage und ihrer heutigen Relevanz als denköffenes Problem. Gegenstände und Ich bilden daher die strengste Analogie, die *analogia*, die diese Verhältnismäßigkeit als Relation reinsten Vernunft aus dem Standpunkt des notwendigen Bezugspunktes heraus je gedacht hat. Mit der allgemeinen Gegenständlichkeit des Ich werden aber alle Gegenstände vorstellbar und damit allgemein, d. h. auch für jedes beliebige Ich. Der besondere Gegenstand des alten *ego* verschwindet in der Allgemeinheit seiner nunmehr eigenen allgemeinen Gegenständlichkeit. Das ist die Konsequenz aus dem kantischen Standpunkt. *Das Ich wird zur marktbreiten Doxa und damit zugleich zum Tauschgegenstand des Marktes selbst.* Ein allgemeines Ich hat keinen besonderen Standpunkt mehr, außer eben diesen im Blick seiner eigenen Mehrwertsteigerung zu verlieren. Hier erscheint die Notwendigkeit der Relativierung des Ichs in seiner substantiellen Relevanz. Das Absolute kommt ins Rutschen, ist der Gipfel erst erreicht.

Mit dem Durchbruch zum Doxa-Ich des Jedermann wird es selbst zum beliebigen Standpunkt innerhalb des Tauschraumes aller Ichs. Dieser Tauschraum ist nunmehr die sich breit entwickelnde *Marktdemokratie*, die Herrschaft der *agora* als Urteilsraum für eine sich zunehmend radikaler gerierende Subjektivität, die Standpunktbestimmung aller Teilnehmer zueinander. Jedes Doxa-Ich besteht geradezu mit einem nunmehr quasi-natürlich anmutenden Anspruch auf *seinen* Standpunkt in der Beurteilung beliebiger Gegenstände in seiner Aneignung durch *sein* Ich. Dies kennzeichnet eine Marktdemokratie, es macht die prinzipielle Herrschaft einer allgemeinen Meinungsagora notwendig aus. Meinungen konkurrieren mit- und gegeneinander, eine Hierarchie außerhalb oder gar jenseits dieses Meinungsraumes, die diese

10 Ebd., B 82, 83; A 58.

Meinungsbildung aus der Blickrichtung eines absoluten Standpunktes heraus transzendiert, zerfällt sukzessive zugunsten der Relativität der unüberschaubaren Vielfalt konkurrierender Subjektivität als modernes Marktprinzip. Je dominanter das Jedermann-Ich sich selbst zum Bezugspunkt seiner Denk- und Handlungsweisen setzt und begreift, desto *florierender kommt der Austausch dieser Ichs in den Rang eines allgemeinen Horizontes. Das Streben nach Gleichheit als prinzipiell gleichwertiges Ich ist diesen Ichs die allgemeine Selbstverwertung ihrer Selbstaneignung*. Das ist das markt-reale neue *summum bonum* in der Relativität der Vielheit vieler und gleichbestrebter, aber deshalb nicht notwendig gleichgestellter *oi polloi*. Die Ökonomie stellt diese Gleichheit als *Vergleichbarkeit* allgemeiner Subjektivität her. Jedes Markt-Ich erhält seinen Wert und damit seinen Preis. Der Preis ist die gespiegelte Variante einer vorgestellten »Synthesis des Bewusstseins«, denn jeder Preis reflektiert das allgemeine Wertgefüge und damit die Besonderheit der subjektiven Situation einer speziellen Wertschätzung. Das *unscharfe Schätzen* ist daher logisch im kategorialen Verstandesurteil zu verorten, wie reflektiert auch immer dies für die Teilnehmer in ihrem je eigenen Bewusstsein sein mag, denn der Doxa-Charakter des bloß Erscheinenden spiegelt sich in jeder Wertvorstellung stets wider. Kein Subjekt hat ein absolutes Wissen über eine transzendente Allgemeinheit *in concreto*, aber der Markt wirkt wie ein transzendentaler Rahmen für alle Preisurteile, die in diesem real möglich sind und werden. Markturteile sind nicht bloß beliebig, sie erscheinen nur wie an einer Beliebigkeit an der Ästhetik der Ware als dieser und ihr zugehörig zugefallen. Dieser Zufall kaschiert die Kausalität der antizipativen Mehrwertorientierung aller Marktteilnehmer, keiner agiert prinzipiell entgegen seiner Wertschätzung für sich selbst und gegen sein Eigentum. Dann würde diese Struktur kollabieren, was erkennbar nicht der Fall ist. Diese letztere *causa* ist utopisch, sie ist ein Nichtort (*utopia*) und hat keine diskrete Zeit als Realität. Raum und Zeit sind niemals utopisch-real. Der Markt ist keine *utopia*, er ist ein quasi-transzendenter Bedingungsrahmen für realisierbare Möglichkeiten. Wirklich wird, was der Markt aller notwendigen Meinungen als Preisurteil feststellt. Bloße Ideen werden nicht handlungsleitend für eine Allgemeinheit mit Anspruch auf preisliche Wertschätzung. Als allgemein gilt, was in Geltung relativ legitimiert ist, um eine Tauschrelation gegenständlich konkret werden zu lassen. Das alte Wort dafür heißt *nomisma*, Geld. Geld wird zur Allgemeinheit des Maßstabes metaphysischer Realitätskonstruktion als orientierendes Prinzip realer Handlungen. Alle Ichs sind heute in Geld bewertet, niemand steht außerhalb dieser relativ realen Realität.

Heute begreift sich jedes Ich daher zu jeder Zeit zuerst als das primäre Ich in seiner Blickrichtung. Damit wird aber genau dieser *allgemeine und öffentliche Urteilsplatz*, die *agora*, nun zum Jedermann-Standpunkt für seine tauschbaren Begründungsansprüche. Dies gilt ohne

Einschränkung auch für die Wissenschaft selbst, kein religiöses Anfangsprinzip stoppt mehr ihre relativierenden Positionen effektiv in diesem neuen Tauschraum. Hier schiebt sich quasi, und auch von Kant unbenutzt, die Ökonomie an der Philosophie in der praktischen Bedeutung der Faktizität dieser Urteilskraft vorbei. Was ist, ist nun das, was in dieser Marktdemokratie als anerkannte Meinung gilt! Die Herrschaft des Marktes der Meinungen wird allmählich zum allgemeinen Prinzip der urteilenden Vernunft. Die moderne *agora* beurteilt alle ihr zugetragenen *causae*, ungeachtet, wie viele der »Vielen« dabei nun numerisch als mitwirkend gezählt werden. Das wird immer deutlicher und ist bislang das dominante Strukturprinzip des allgemeinen Ichs, dessen Allgemeinheit in der prinzipiellen Universalität seiner subjektiven Standpunktsperspektive im Horizont der marktbreiten Repräsentanz seines Vorstellungshorizontes liegt. Damit erweitert sich sein subjektiver Horizont quantitativ in quasi unbegrenzter (unendlicher) Wirklichkeitsermöglichung, die Flut und Fülle der Gegenstände wird zum korrespondierenden ökonomischen Prinzip. *Entropie und Warenökonomie entsprechen sich*. Deren qualitative Prästrukturierung der Prinzipien der Erkenntnisse, die den konkreten empirischen Gegenständen unabhängig von diesen, aber dadurch wiederum erst diesen selbst gegenüber scheinbar apriorisch vorauszuweichen scheinen, wird zur Tragödie des Erfolgs der Philosophie der Aufklärung. Mit dem allgemeinen Ich tauschen Ökonomie und Philosophie die Machtpositionen über diese Marktodoxa als Konstitutiv der Wirklichkeit, wirklichen Meinungen Geltung zu verschaffen. Eine ökonomische Meinung besitzt heute jeder, eine schwierig zu erlangende philosophische Bildung, dazu in Relation gesetzt, immer weniger. Aber die Geltungsansprüche werden dominant durch den Warenmarkt geregelt. Diese *agora* urteilt zunehmend aus der Urteilskraft des Relativen heraus. Das Ich, das sich mit Kant nun deutlich selber zum Absoluten erhoben hat, wird tendenziell zur *causa* seiner eigenen Tausch- und Austauschlogik. Das heutige Motto als Wirkfolge dieser Entwicklung, als künftiges und relativ austauschbares Prinzip gefasst, lässt sich so formulieren:

Wer Ich bin und was Ich bin und was Ich weiß und wissen kann, weist der marktbreite Datenraum mir und für mich mit »seinem« Wissen zu. »Er« weiß auch, was Ich selber nicht weiß über mich, und jedes mögliche Wissen, das er bereit hält und das Ich auf mich beziehen kann und könnte, wenn ich es auch wüsste, gehört zu ihm. Ich bin nur ein Teileigentum dieser Relation des marktbreiten Datenraumes. Dies ist das transzendente Ich unserer Zeit, es ist ein sehr reales Meta-Ich, das hier entsteht, kein nur psychologisch eingebildetes. Die Synthesis meines Bewusstseins liegt in dieser Relativität der ökonomisch-technischen Tausch- und Austauschrealität. Mein empirisches Ich ist mir daher notwendig relativ zu dieser modernen Transzendenz dieser übergeordneten Notwendigkeit.

Dieses neue Wissen entstammt zunehmend dem Rahmen des marktbreiten Datenraumes, denn dieser wird beständig deutlicher zur neuen Transzendenz. Virtuelle Datenräume schaffen *relativ reale Realitäten*. Dieser marktorientierte Datenraum ist die neue Transzendenz für das Denken und Handeln in unserer Epoche. Raum und Zeit als Datenraum gedacht machen auch aus dem Ich eine *causa* als tausch- und austauschbares Datum. Wer meine Daten ändert und verändern kann, herrscht auch über mein Daten-Ich und damit über die *Person meiner Identität*. Das war für Kant noch unvorstellbar. Die Vorstellung, ein autonomes, natürliches Ich eignet sich sein Wissen an, gehört deshalb heute in die alte Vorstellungswelt. Das neue Ich ist autorelativ in die relativ reale Realität des marktbreiten Datenraumes unserer Zeit eingetreten. Die moderne *oikeiosis*, die Aneignung, wird zu einer tauschbaren und austauschbaren Datenware der Ökonomie unserer Zeit. Das kantische Hauptwerk beginnt noch mit der Aneignung von Raum und Zeit durch das transzendente Ich, das sich gegenüber Raum und Zeit als den sogenannten Anschauungsformen a priori in deren transzendentaler Wirkung als notwendiges Wesen passiver Rezeptivität primär erkennt, sich Raum und Zeit als Anschauungsformen aneignet. Diesem kantischen Ich erscheinen seine Gegenstände notwendig und gegeben, Gegenstände erscheinen dem Verstand gegenüberstehend, der Gegenstand im Ver-*Stand* ist das Erbe des alten Wortes *farstān*. Der Verstand stellt das ihm Gegenüberstehende in seinem Urteil fixierend fest. Diese Gegenüberstellung löst sich im Datenraum als feststehende Vorstellung auf. Daten stehen uns nicht gegenständlich gegenüber, sie sind *künstliche Anschauungsformen* und sie wirken wie ein Apriori als reine Relationsartefakte. Technisch mögen wir sie als Impuls und Welle in der Sukzession dieser Dualität oder in der relativen Gleichzeitigkeit der ungleichzeitigen Quanteninformationen vorstellen, aber auch das sind Begriffe einer raumzeitlichen Struktur ohne apriorische Notwendigkeit in ihrer *Ur-Sache*, denn es gibt keine *aitia* der Datentechnik, die dieser selber bereits notwendig apriorisch schon immer selber vorausgeilert sein könnte. Auch eine *anamnesis* ist hier nicht logisch vorstellbar. Diese Vorstellung der Rezeptivität einer fortschreitenden Spontaneität und virtuell-vernetzten Struktur *ohne festen Ort als lokalen Zeitraumbezug* einer natürlichen Gegenständlichkeit hat das traditionelle Verständnis in seiner Plausibilität merklich eingeschränkt. Kantische Gegenstände existieren nur für ein ästhetisch-passives Ich (und für die eigene Hervorbringung seiner Spontaneität), das sich in diesen wiedererkennend mit seinem Standpunkt ihnen gegenüber noch als kardinales Ich begreifen konnte. Diese Vorstellung entschwindet im Datenraum zunehmend. Das Ich wird durch ein virtuelles Datenkonglomerat zunehmend tausch- und austauschbar. Identität und Kausalität sind in den Horizont ihre Tausch- und Austauschbarkeit getreten: physikalisch seit dem Konzept

der Hawking-Strahlung durch überlichtschnelle Tachyonen, datentechnisch-ökonomisch durch vertauschbare Identitäten der Person, auch und besonders aus der Mehrwertorientierung einzelner Marktakteure heraus. Wer Identitäten umdefinieren kann, wird zum Metaeigentümer und damit zur *causa prima* der Person unserer Epoche.

Das alte Ich der kantischen Konstruktion und sein sich destruierender Standpunkt

Auf der vorläufigen Höhe des augustinisch-cartesischen Ichs, das nicht an sich zweifeln kann, ohne sich in diesem Zweifel selber als die bleibende Substanz zu vergewissern, um sich dadurch scheinbar übernatürlich zu verfestigen, wird das Ich nun geradezu zum Unsicherheitsfaktor seiner allgemeinen marktbreiten Doxa. Je absoluter die Philosophie die Urteilshoheit des Ich betont und begründet hat, desto relativer ist dieses in der Jedermann-Doxa wirklich wirksam geworden. Der gelehrte Dialektiker hätte es voraussehen können. Das heute entstehende Daten-Ich gründet nicht in apriorischer Eigensubstanz, sondern zunehmend aus reversiblen Datenrelationen, es ist also stets relativ zu anderen Daten und nur vorläufig zu deren Koordinaten gestellt und kann durch den Datenraum innerhalb seiner vielfältigen Relationen variierend getauscht werden. *Identität und Kausalität werden damit zu tauschbaren Vorstellungen im Horizont des Standpunktes der Person als zu beurteilendes Ich.* Diese Austauschbarkeit der Kausalität der eigenen Identität, *die Person als Maske der Datenrelationen*, das lag noch völlig außerhalb des Blickraumes von Kant, und doch hat er gerade, rückblickend betrachtet, diese Entwicklung stark begünstigt. Das Konzept einer reinen Vernunft entspricht dem einer ökonomisch-technischen Datenwelt, aber als gereinigte Vernunft in nun virtuell vertauschbaren Verstandesurteilen eines transzendental verfügenden Wissensrahmens reiner Daten, also nichtsinnlicher Informationen, und das bedeutet damit in eine neu gesetzte Form einer technischen Tauschbarkeit ihrer Inhalte. Diese können erkennbar nicht einer allgemeinen und stets, d. h. apriorisch, vorgegebenen Natur an sich entsprechen, sie sind ein künstlich-technisches Pseudo-Apriori unseres Verstandes; wir haben dieses Techno-Apriori produziert, und zwar vermöge der reinen Vernunft. Der kantische Blickraum ist daher nun anders zu diskutieren.

Dieser Blickraum beginnt nicht irgendwo in der Natur mit einer Vorstellung von einer einsehbaren, aber umschlossen-begrenzten Endlichkeit, denn sichtbar umgrenzte Räume sind Vorstellungen, die wir *ökonomisch-technisch und philosophisch-logisch erschaffen* haben. Tiere erkennen *Zugehörigkeiten* in territorialen *Zuordnungen*, aber

keine geometrischen Räume einer ästhetischen Prinzipienvorstellung reiner Vernunft. Erst wir erschaffen diese An-sich-Räume und weisen sie allen Lebewesen ordnend und begrenzend zu. Räume bestehen nicht primär aus Mauern, *die Vorstellung Raum ist eine Ordnungskategorie des Verstandes*. Räume sind Verknüpfungsvorstellungen von deklinierten Punkten, die wir zu Linien und dann zu vielfältigen geometrischen Figuren unserer Vorstellungskraft erhoben haben. Räume sind intellektuelle Produkte unserer Vorstellungsweise und keine ursprünglichen sinnlichen Wahrnehmungen des *nous* als orientierende animalische Vernunft. Erst durch willentliche Abstraktion in der Bedeutung des *trennenden Absehens (abstrahere)* von einer sinnlichen Orientierung wird die Idealität eines »Raumes« zur Begrenzung für die Sinnlichkeit unserer Sinne. Sinne ohne Zuordnungsvorstellungen durch den urteilenden Verstand kennen und erkennen keine Räume. Diese Zuordnungsvorstellungen erwirken wir durch *aneignende Kritik*, also durch das zeitgleiche dezidierte Trennen von »etwas« von »anderem«, sodass wir es uns erst dann umgrenzt und bestimmt intellektuell aneignen.

Jegliche Vorstellung von Gegenständen erzeugen wir durch diese Urteilserwirkung unseres Verstandes, wir erzeugen sie durch feststellende Zeit mit einer zuordnenden Räumlichkeitsvorstellung. In dieser Bedeutung bilden die alten Begriffe *krinein* und *oikeiosis* die tiefste Verknüpfung von Philosophie und Ökonomie, denn die Handlungsakte *Trennen* und *Aneignen* bilden sich als der dialektische Zusammenhang durch den urteilenden Verstand *uno actu*. In dieser widersprüchlichen Gleichzeitigkeit wird überhaupt erst etwas als etwas für uns *gegenüber* anderem räumlich vorstellig und zeitlich festgestellt. Dies geschieht durch diskriminierende Distanzierung. Sie ist eine Entfernung vom Ausgangstandpunkt des wahrnehmenden *nous*. Diese gegenüberstellende und vergleichende Trennungsaneignung vollzieht der Verstand. Er ist die Institution einer diskriminierenden Distanzierungsmöglichkeit einer nicht fließenden Zeit eines fix vorgestellten Bezugspunktes innerhalb eines Raumrahmens, denn es ist der Verstand, der »etwas« in und durch sein Urteil *feststellt* und dabei notwendig vergleichend zuordnet und kritisiert. Festgestelltes ist räumlich wie zeitlich kritisiert, gegenständlich geordnet. Dazu muss eine diskriminierende Teilung des *nous*, ein *dia-noein*, vorgenommen und an transzendenten Vorstellungen von Raum und Zeit festgehalten werden. Klassisch philosophisch ausgedrückt heißt dies Urteil. Im Urteil wird ein Standpunkt bezogen, er ist dabei von anderen diskriminiert.

Der Horizont wiederum ist der Abstand zum Standpunkt. Ein *Abstand* ist daher auch ein *Begriff für Kausalität in der Mathematik*, der in unterschiedlicher Weise mit identitätsstiftenden Zahlen, also allgemeinen Symbolen, erfüllt werden kann. Zahlen symbolisieren die Punkte im Horizont der Abstände zueinander. Punkte und Abstände sind daher

Aussagen über unsere Vorstellungen von Raum und Zeit, mit ihnen verbunden sind unsere Vorstellungen von Identität und Kausalität. Daten lassen sich als Zahlen begreifen, wenn wir ihre Symbolik aus der Physik in eine Logik übertragen. Das *symbolon* ist das Bedeutungszeichen, es ist allgemein für die, die es verstehen. Früher wie heute öffnet und eröffnet es den Zugang zum Besonderen, zur Teilhabe, nur anders codiert. Dieser Zirkel bleibt, aber er wird beharrlich relativer in seiner Wirklichkeitskraft. Daten sind keine Fixpunkte einer unverrückbaren Ansicht, sie bleiben relativ in der Möglichkeit einer Synthese mit anderen Daten zu einer neuen Erscheinung von Realität, auch das ist mit dem Term der relativ realen Realität gemeint. Virtuelle Realitäten sind relativ in ihrer Reversibilität, auch wenn sie auf die Subjekte situativ nicht in dieser Möglichkeit einer relativen Wirklichkeit einsichtig wirken. *Die moderne invisible hand ist die relativ reale Realität des marktorientierten Datenraumes. Diese hat keinen absoluten Bezugspunkt mehr, einen Mittel-Punkt als nichtaustauschbares Absolutes kennt sie nicht.*

Wissen ist relativ, ergo reversibel, sonst wird es zum Glauben. Diese fortschreitenden Variationen des Relativen in seiner mehr-werdenden Blickrichtung dominieren das alte Absolutheitsdenken immer deutlicher. *Eine offene Geschichte kann nicht plausibel absolut vorgestellt werden.* Kant hatte sich hier mit einer metaphysischen, einer nicht physikalisch-mathematischen Annahme beholfen, er hat eine Glaubensprämisse anstelle einer naturwissenschaftlichen Beobachtung gesetzt. Raum und Zeit waren für ihn unendlich, sein Standpunkt dabei war das metaphysische Ich. Dieses Ich steht aber als naturwissenschaftlicher Messpunkt *ohne jegliche Koordinaten in Raum und Zeit*. Wie einst die Seele ist auch das kantische Ich ein reines *a-physikum*, eine Einbildung ohne naturwissenschaftliche Evidenz, denn die Seele lässt sich in keinerlei Koordinaten bestimmen. Wer von der sogenannten sokratischen Seele spricht, stellt ein unvergängliches Anfangsprinzip vor. Die zum Ich mutierte Vorstellung Seele denkt aber sokratisch das radikale Gegenteil ihrer Austauschbarkeit. Sie stellt in ihrer metaphysischen Selbstfeststellung als Prinzip sich selbst und dann alles andere fest. Seele ist deshalb das Urprinzip des Glaubens, wissenschaftlich ist allerdings keine Seele zu sehen. Der Ort der Seele ist daher wie eine ewige *utopia*. Das ist relative Wandlung; der Tausch der *zeitlosen Raum*-Vorstellung der metaphysischen Seele erscheint heute wie der reale Datenraum in seiner virtuellen Realität, die nichts ewig vorstellt, aber selber unvorstellbar in ihrer möglichen Nichtwirklichkeit geworden ist. Die Seele als *nucleus* des Ich ist dieser Vorstellungsraum, er hat keinen natürlichen Anfang, er ist aber als ewig vorgestellt, das ist sein Prinzip. Die vorstellende Rezeptivität des Daten-Ichs ist zunächst künstlich anfänglich, ihre eigene Spontaneität lässt dies aber als reale Vorstellung immer weniger zu. Der Unterschied zwischen einer natürlichen und einer technischen

Gegenstandswahrnehmung wird *unscharf*. Realitätsvorstellungen werden mit zunehmender Dominanz über die Datenrealität gebildet. Die Seele als Anfangsprinzip wird zum Altmythos in der Virtualität einer relativ realen Realität. Sie kennt keinen »höchsten Punkt« mehr, diese Absolutheitsvorstellung ist dann effektiv ausgetauscht. Kants höchster Punkt, in dem seine Metaphysik kumulierte, der singuläre Verstand individueller Urteilsfähigkeit als Synthese der Apperzeption, wird zur Maske des Datenraumes marktbreiter Relativität, denn das sinnliche »Gegebene«, die Apperzeption (als begriffliche Hinzufügung) in den bewussten Verstand, steht diesem als Differenzurteil nicht mehr als etwas natürlich Gegenüberstehendes zur Verfügung. *Jedes Datenformat ist reine Vernunft*, technisch, der Inhalt aber quasi beliebig modulierbar. Messergebnisse sind reale Maß-Daten, diese sind immerzu relativ. In einer Welt voller Maß-Daten ist ein *Datum*, das heutige und technisch-logische *dare*, das *Geben* aus dem Relativitätszirkel relativer Maße, die höchste Form einer so generierten empirischen Fassung. Sogenannte *empirische Daten* treten heute bereits in einer Ähnlichkeitsstruktur auf, wie einst die seltsamen synthetischen Urteile a priori von Kant. Sie sind nur gegen die Unmittelbarkeit der Sinnlichkeit zu gewinnen, indem die reine Vernunft über sich selber in ihrer Logik urteilt und dabei die Erfahrung simuliert; *in fact*, es sind mathematische Artefakte, also künstliche Figuren mit verbindlicher Allgemeinheit, die wir als natürliche Agenten einer vorverfügbaren Zusammenfassung vor der Erfahrung als Bedingungen dieser in der Logik ihrer Interpretation erfahrbaren Ergebnisse als Messdaten festlegen. Keine mathematische Figur gewinnen wir aus unserer Erfahrung, aber als Daten erscheinen uns mögliche Erfahrungen a posteriori in der apriorischen Form mathematischer Vorstellungen exakt, vernünftig und einsehbar orientierungsleitend. Sie formulieren das relativ Reale dieser Vorstellungsart als das einsichtige Allgemeine, der relative Charakter willkürlich gesetzter Maße fällt kaum noch auf. Diese Herrschaft der Maße ist die reale Welt des Relativen. Nun sind diese mathematischen Figuren gerade in den komplexen Zahlen in der Form von Daten unsere zunehmend dominante Realitätsform zur Bestimmung des nicht bloß Trivialen. Kant hatte in seiner fixen Standpunktsicht noch einen Punkt als Höhepunkt gesehen, der allerdings noch ein absoluter war: »Und so ist die synthetische Einheit der Apperzeption der höchste Punkt, an dem man allen Verstandesgebrauch, selbst die ganze Logik, und, nach ihr, die Transzendental-Philosophie heften muß, ja dieses Vermögen ist der Verstand selbst.«¹¹

Nun kommt aber dieser Punkt in den Austausch einer Tauschlogik, die *feste Urteile* nicht mehr sinnvoll fällen kann, weil ihr dazu die sichere

11 Ebd., B134, Anm.

Erkenntnis des Absoluten entronnen ist. Die relative Tauschlogik hat sich mit Hilfe der modernen mathematischen Physik in der ökonomischen Blickrichtung gegenüber der feststellenden Philosophie der Tradition durchgesetzt. Alles bleibt relativ, tauschbar und austauschbar, nur das Prinzip dieses Mehrwertes bislang nicht. Das »Vermögen« dieser »Prinzipien« ist durchgängig relativ geworden. Kants Diktum »Vernunft ist das Vermögen der Prinzipien«¹² als Synonyme für Erkenntnisse und deren Vernunft, prägte auch sein Vermögensverständnis des Verstandes als Gleichsetzung mit der reinen Vernunft. Die verdeckte Ökonomie seiner Blickrichtung war ihm nicht bewusst, »so daß der Verstand überhaupt als ein Vermögen zu urteilen vorgestellt werden kann. Denn er ist nach dem obigen ein Vermögen zu denken. Denken ist das Erkenntnis durch Begriffe. Begriffe aber beziehen sich, als Prädikate möglicher Urteile, auf irgend eine Vorstellung von einem noch unbestimmten Gegenstande.«¹³ Diese Gegenstandsbefangenheit muss durch ihre eigene Vermögensrealität relativ werden. Ihr Zirkel suggeriert noch eine bleibende Feststellung als mögliche Ewigkeitserkenntnis, das widerspricht der mehrwertorientierten Tauschlogik aber zutiefst. »Bei allem Wechsel der *Erscheinungen* beharrt die Substanz, und das Quantum derselben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert.«¹⁴ Diese metaphysische Annahme entspricht weder der Inflation des Universums in ihrer Expansion, noch der Entropie des Mehrwertes, den wir durch Daten unbegrenzt vermehren können, um Kapital daraus zu generieren. *Alles Kapital ist Wissenskapital. Kapital ist die Vermögenssubstanz der Metaphysik, die auf Wissen basiert, das sich verwerten lässt, nämlich zu Mehrwissen. Dazu muss das Wissen relativ und relativer werden, ein absoluter Standpunkt kann seinen Radius nicht wirklich unbegrenzt erweitern.* Dieses *Wissenskapital* kennt – als Metaphysik – keine natürliche Begrenzung, es ist so unscharf begrenzt wie das ominöse kantische »Ding an sich« als »Noumenon im negativen Verstande«,¹⁵ d.h. als Grenzbegriff der reinen Vernunft, der deren extremste Horizontgrenze bildet. Diesen kann der Verstand nicht mehr gegenständlich fixieren, obwohl er ihn als Negationsbegriff selber für sich *positiv benötigt*. Diese Negation ins Positive liegt in dem vernünftigen Vorstellungspunkt ihres eigenen Vermögens, der alten *dynamis* eines sich nun selber radikalierenden, aber nicht austauschbereiten Ichs als Quelle dieser seiner eigenen Gegenständlichkeit.

Aber dieses Ich ist nun tausch- und damit austauschbar geworden, die alte Substanzidee der Seele wird wissenschaftlich nicht mehr benötigt,

12 Ebd., A 405, 406.

13 Ebd., B 94; A69.

14 Ebd., B 225; A 182.

15 Ebd., B 307.

ihre Zeit hat im ökonomischen Datenraum keinen notwendigen Ort als Standpunkt mehr. Das transzendente Denken besorgt zunehmend diese Synthese aus mathematisch-physikalischer Technik und ökonomischem Telos, immer wieder und immer mehr, immer relativer, statt in einem An-sich noch fix verfangen zu verbleiben. Dieses Mehrwertprinzip ist das Vermögen zum Kapital und zu mehr Kapital, es erscheint daher immer als Vermögen voraus, wie die kantischen Figuren der Erkenntnisse der Vernunft und des Verstandes. Die Natur erschafft aber kein »Vermögen«, keine Werte ungleichzeitiger Zweckbestimmung zur entelechischen Verwertung einer passiv eingebildeten Gegenständlichkeit aus Endlichkeitsnot. Diese Not der Einbildung ist menschlich gemacht. Der Mensch erschafft diese Transzendenz in der Not notwendiger Endlichkeit, die Natur braucht das nicht, sie kennt weder Werte noch Not. Natur ist Tausch und Austausch ohne antizipativ verwertenden Zweck. Alles andere sind metaphysische Vorstellungen in sich relativ wandelnden Begriffsfiguren. Das Motto der kantischen Epoche aus heutiger Blickrichtung kann so zusammenfassend kritisiert werden:

Ich glaube an ewige Prinzipien als adaequatio des Anfangsgrundes meiner eigenen unsterblichen Seele, aber mein Wissen weiß dazu nichts beizutragen. Da Ich aber für mich dadurch mein Eigentum als mein Gegenstand bin, stimme Ich mit mir selbst als höchste Identität dieser Kausalität überein. Damit ist für mein vorstellendes Ich alles Gegenständliche notwendig, bis diese Gegenständlichkeit sich im Imaginären ihrer Einbildung auflöst und Identität sowie Kausalität nicht mehr als notwendige Anfangsbedingungen der Natur und unserer Erkenntnisse gesehen werden. Mein Ich wird dann austauschbar, seine transzendente Einbildungsnot relativiert sich damit auch.

Dann ist die Tauschlogik frei von ihrer eingebildeten Not einer natürlich vorgestellten transzendentalen Begrenzung. Das Ich ist dann als personifizierte Grenze nicht mehr nötig. Dieser Tausch liegt bereits im Horizont heutiger Standpunkte. Aber dies ist kein Mittel-Standpunkt mehr, diese Absolutheitsvorstellung muss erst ganz fallen, noch sind wir nicht in gehöriger Distanz zum Selbstwert-Ich einer wirklich postkantischen Ökonomie notwendiger Gegenständlichkeit, die eine vorgestellte nicht austauschbare Substanz als Ich transportiert. Diese Tauschlogik ist aber in Bewegung, das Relative bewirkt den Austausch aller fixen Ideen im Streben nach noch »mehr«. Damit wird das Ich als Prinzip austauschbar, seine Notwendigkeit ist endlich. Das Relative kennt keine Not »an sich«, es benötigt kein fixes Prinzip.